

Dampfdreschmaschine und Drischeldreschen

Von Alfons Wörner

Wenn der erste Schnee fällt und der Frost die Feldarbeit einstellt, dann herrscht eine herrliche Stille auf unseren Dörfern. Noch vor 10 Jahren aber begann nach Kirchweih das „Maschien“, die Dreschmaschinen begannen zu summen. Wohl hatten manche Bauern schon gleich nach der Ernte einen halben Tag lang die Maschine laufen lassen, „net z'weng da Not, aber braucha tean ma's“, wie sie dann süßsauer zu den Nachbarn bemerkten, die Hauptdrescharbeit jedoch begann nach dem „Zubauen“. Einige Wochen lang hieß es für alle Arbeitskräfte auf den Höfen von früh sechs Uhr bis abends sechs Uhr Staub schlucken. Die einen rissen die verfilzten Garben aus dem „Stock“ und warfen sie auf den „Dreschwagen“, ein anderer mußte „einlassen“ (mir klingt das gleichmäßige Summen, unterbrochen von dem tieferen „Wumm“, wenn die Garbe in die Maschine gerissen wurde, noch immer im Ohr), ein Mannsbild hing die Säcke hinter dem Dreschwagen um und in bezug auf Staub standen diejenigen direkt „an der Quelle“, die das herausgeschüttelte Stroh wegnehmen mußten. Es waren meist Frauen oder Mädchen! Um den Staub nach Kräften zu bekämpfen, wurden das vordere und das hintere Stadel-tor sperrangelweit geöffnet und schon war ein kräftiger Zug da. Er sorgte nicht nur dafür, daß der Staub abzog, sondern er erzeugte auf den verschwitzten Körpern auch den „Reißmathias“! Es darf niemand wundern, wenn in den letzten Jahren, trotz der technischen Verbesserungen (Strohpresse, Gebläse) auch gegen hohen Lohn niemand mehr diese Arbeit tun wollte.

Bevor der elektrische Strom in den 20er Jahren allgemein in unseren Dörfern Einzug hielt und sich jeder Bauer eine Dreschmaschine anschaffte, wurde das Dreschen von einem Lohnunternehmen erledigt. Eine mächtige Dampfmaschine wurde von sechs Rössern von Hof zu Hof gezogen; alle Nachbarn halfen zusammen, um je nach der Größe eines Hofes in einem oder mehreren Tagen die Arbeit zu erledigen.

Der Maschinist entfachte ein mächtiges Feuer unter dem Kessel und ein Bub trug ständig mit zwei Eimern das „Röhlwasser“ herbei, goß es in einen Bottich, aus dem es ein großer dicker Schlauch gierig abzog, damit der Maschine der Dampf nicht ausging. Da gab es wohl rußige Gesichter bei den einen und natürlich staubige bei den andern. Einer oder zwei der kräftigen Knechte schwenkten die Säcke auf den Rücken und trugen sie auf den „Troadboden“. Bei dem Gewicht der Säcke von mehr als zwei Zentnern war das schon eine gewaltige Leistung und mancher mußte diese Arbeit tagelang tun! Da mußte der Bierkrug in der Ecke stehen, aus dem sie dann recht oft und recht lang tranken, um den Staub hinunterzu„schwaben“ und um wieder eine Kraft zu bekommen. Wenn dann keine Garbe mehr im Viertel war, pfiff der „Dampf“ recht lang und dann war „ausdroschen“. Es gab keinen Haberstock und keinen Korn-

stock mehr, sondern nur mehr einen großen Strohstock. Oft wurde aber auch nur die Gerste gedroschen, weil sie mit ihren Grannen die Menschen am schlimmsten belästigte.

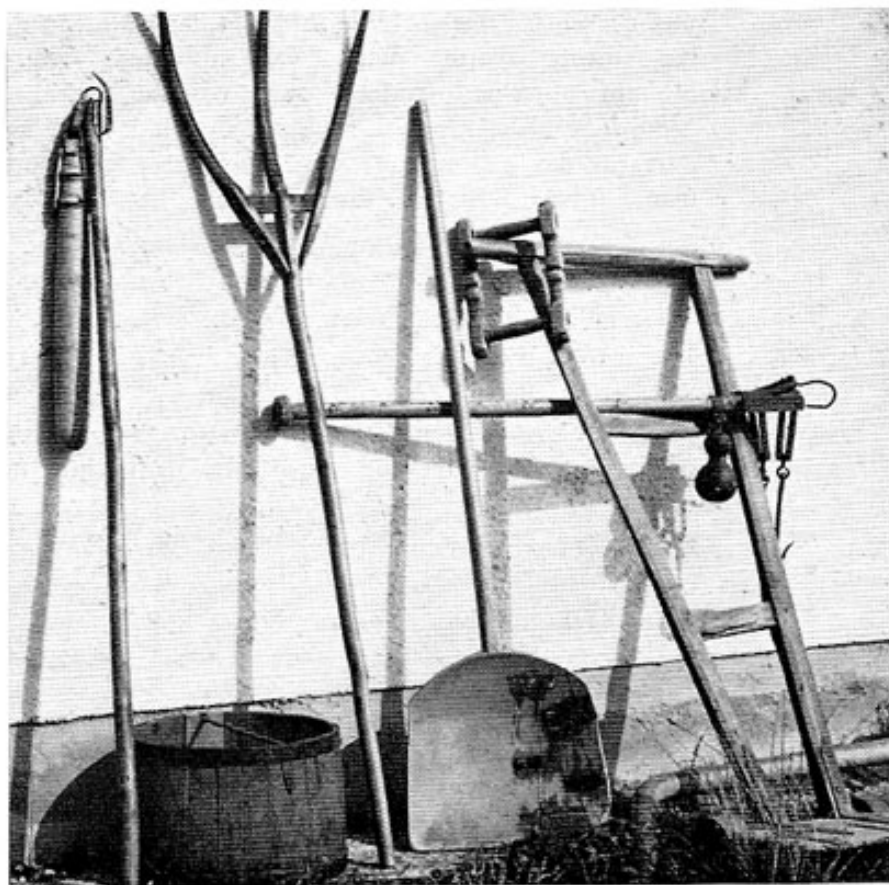
Die Vorgänger der Dampfdreschmaschine waren der kleine Breitdrescher und der Hackenzylinder, die etwa von 1880 bis 1900 im Gebrauch waren. Sie wurden ursprünglich mit der Hand angetrieben, später aber dann über große Göppel von einem Pferde- oder Ochsen-gespann. Selbstverständlich kamen aus diesen Maschinen die Getreidekörner vollständig ungereinigt heraus.

Die genannten Arten des Dreschens sind nur Nachfahren des altherwürdigen „Drischeldreschens“, wie es schon seit tausenden von Jahren bei vielen Völkern im wahrsten Sinne des Wortes „im Schwange“ war. Die Germanen übernahmen es von den Römern.

Die älteren Leute können sich noch gut an diese mühevolle Arbeit erinnern. Doch wurde schon zu ihren Zeiten nur mehr das „Bänderstroh“ mit der Drischl gedroschen. Man brauchte es allerdings in beträchtlichen Mengen, um daraus die Bänder zu fertigen, mit denen zur Erntezeit die Garben gebunden wurden. — Da zogen also die Ehalten — der Bauer wird wohl nicht immer dabei gewesen sein — am frühen Morgen hinaus auf die Stadel-

Drischl, Viertel (Getreidemaß), hölzerne Gabel, Windschaukel, Sackkarren aus Holz, Getreidesackwaage, Sackbrückerl.

Foto: Wörner, Margarethenried



tenne, wo eine Stallaterne mit einem müden Kerzerl oder eine trübe Petroleumlampe spärliches Licht spendete. Sie breiteten mit den hölzernen „Schüttgabeln“ (oder auch „Boußgabel“) eine Lage Getreide in zwei langen Reihen mit den Ähren gegeneinander auf dem sauber gekehrten Boden aus und nun konnte es losgehen. Die Drescher stellten sich auf, immer zwei gegeneinander und droschen mit ihren Drischeln auf die Ähren. Es kam natürlich darauf an, möglichst kräftig zu dreschen, denn „Hoch mahn (hohe Stoppeln stehen lassen beim Mähen) und nieda dreschen ham Bauern net gern“ sagt ein alter Spruch. Kalt mußte es sein bei dieser Arbeit, dann spritzten die Körner raus und die Drischl blieb sauber. Am besten war es also, wenn der Bauer sagen konnte: „Des is a Weda für meine Knecht, — arbatan s net, na friert se s recht!“ So schwangen sie nun wochenlang im wolkenenden Staub die Drischl und dabei schmeckte auch die einfache Brotzeit, die oft bloß aus Kartoffeln in der Schale, trockenem Brot und „Scheps“ (Dünnbier) bestand.

Das Drischldreschen schaut ganz einfach aus, verlangt aber doch eine gewisse Handfertigkeit. Bei jedem Schlag muß der Stiel in der Hand ein wenig gedreht werden, weil sonst die Halterung der Drischl reißt und das losgelöste schwere Holzstück im vollen Schwung den nächsten Drescher bewußtlos schlägt. Nicht nur Kraft, Schwung und Ausdauer waren nötig zum Dreschen, sondern auch „Taktgefühl“, denn es mußte die richtige Reihenfolge beim Schlagen eingehalten werden. Kamen die Drescher aus dem Takt, so hörte man das im ganzen Dorf und noch weiter, weil der Donner der wuchtigen Schläge noch verstärkt wurde durch das Klingen von ausgedienten Sensen, die unter die Stadeltenne genagelt worden waren. Meist waren es die Lehrlinge, der „Drittler“, der Bua oder die „Mitterdirn“ (die jüngste Magd und der jüngste Knecht), die solche Fehler machten und die anderen sparten dann gewiß nicht mit derben Schimpfworten und manchmal kam auch eine Drischl in gefährliche Nähe! Um nun solches Mißgeschick möglichst zu vermeiden, gab es kurze Verse, nach deren Rhythmus man sich beim Schlagen richten konnte:

Bei zwei Dreschern: Hauts zua.

Dreiertakt: Vetterzett (?).

Vierertakt: Sitz in d'Stauern, pfeif aufn Bauern.

Fünfertakt: Weilst so deppert bist!

Sechsertakt: Stich Katz o, häng d'Haut auf,
stichs nomal nei, schreits laut auf!

oder: Da Wirt und da Bäcker, de dreschn zu
sechsta!

oder: Beim Schinda und Bäcka, da möchst glei
varrecka!

Achtertakt: I wett mit dir, i wett mit dir

Du host koan Kreuzer Geld bei dir!

Sicher war die Auswahl an solchen Verschen noch viel reichhaltiger, aber wie so viele Lieder, Sagen und Geschichten sind sie vergessen. Wenn es auch keine kunstvollen Dichtungen waren, so ist es doch schade um sie, weil sie uns Einblick geben in den Humor unserer Väter, den diese selbst bei ihrer schweren Arbeit nicht verloren.

Doch zurück zur Arbeit! War ausgedroschen, war sie noch lange nicht zu Ende. Jetzt kam das „Putzen“ dran. Körner, „Ohng“ („Augen“, Spelzen), Unkrautsamen, kleine Halme und Blätter waren ja noch nicht getrennt. Ursprünglich wurde nun alles mit der hölzernen Schaufel gegen den Wind geworfen. Die schweren Körner fielen gerade herunter, die leichteren Teile wurden vom Wind mitgenommen. Diese Schaufel wird heute noch von den Bauern zum Einschaufeln des Getreides verwendet, sie ist allerdings jetzt aus Blech, hat aber die alte Form bewahrt und heißt noch immer „Windschaufel“.

Im vorigen Jahrhundert und noch bis in unsere Zeit herein verwendete man zum Putzen die „Reutern“, die „Windmühle“ und den „Faulenzer“. Die Reutern ist ein großes Sieb, zu dessen Handhabung schon eine beträchtliche Kraft gehört. Der Faulenzer wurde durch das Gewicht der herabfallenden Körner angetrieben und durch sie die Siebe in Bewegung gesetzt. Große Mengen von Getreide konnte er aber nicht bewältigen. Das schaffte wieder die Windmühle, die mit der Hand angetrieben wurde. Bei einem Bauern in Niederschönbuch steht eine mit der eingebrannten Jahreszahl 1832. Wenn auf dem Hof Getreide zum Reinigen anfällt, dann tut diese Mühle immer noch tadellos ihren Dienst.

Im ganzen gesehen war die Arbeit auch mit diesen Geräten schwer, umständlich und — wie sollte es auch anders sein — sehr staubig! Sie dauerte bis Weihnachten, meist aber bis Lichtmeß.

Der Mähdrescher hat alle diese Arbeitsweisen zum Verschwinden gebracht und wenn auch er noch immer Staub in großen Wolken ausspuckt, so hat er doch die Arbeit sehr erleichtert und vor allem wesentlich verkürzt.

Anschrift des Verfassers:

Lehrer Alfons Wörner, 8051 Margarethenried, Post Hörgerthausen.